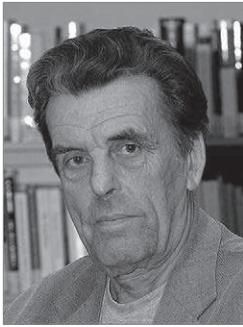


Sprachbarrieren in Europa

Hürde oder Chance?

■ JAN SOKOL



Jan Sokol, Philosoph, Gründer und langjähriger Dekan der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Karls-Universität Prag, Unterzeichner der Charta 77, Vize-Parlamentspräsident, Bildungsminister und Präsidentschaftskandidat.

Setzt sich ein Tscheche ins Auto und macht sich aufs Geratewohl in einer beliebigen Richtung auf den Weg, stößt er nach zwei Stunden nicht nur auf einen Schlagbaum, sondern auch auf Leute, die er nicht versteht. Er stößt, auf „Nemci“, auf die Stummen, wie unsere Vorfahren die Fremden genannt haben. Diese einfache und zugleich schreckliche Erfahrung kann man zwar auch anderswo auf der Welt machen, sie hat aber gerade in der europäischen Geschichte eine besondere Rolle gespielt und wird sie auch in der Zukunft spielen.

Sprache und Nationalismus

Zur großen Überraschung aller außenstehenden Beobachter sind gleich nach der Wende überall in Osteuropa und auf dem Balkan verschiedene Nationalismen aufgetaucht, zum Teil mit verheerenden Folgen. Doch eine erfolgreiche Bekämpfung dieser wohl primitiven und aggressiven Bewegungen ist aber nur dann möglich, wenn man zunächst die wirkliche gesellschaftliche Basis, den vernünftigen Grund jener allgemein menschlichen Gefühle versteht, die sich so überraschend leicht und schnell auch einem nationalistischen Missbrauch preisgegeben haben. Die sehr verbreitete Auffassung, besonders englisch sprechender Forscher, der Nationalismus sei bloß ein Atavismus, ein Überrest von Stammesgefühlen oder einer chauvinistischen Propaganda des 19. Jahrhunderts, ist schon deswegen untauglich etwas zu bewirken, weil sie jeden Zugang zum Verständnis einfacher psychosozialer Gegebenheiten vollständig blockiert.

Die aktuelle Stellung des Englischen in der Welt hat zur Folge, dass ein englischer Sprecher diese einfache Erfahrung der sprachlichen Fremdheit kaum machen

kann – und infolge dessen auch die sonst evidente Bedeutung der Sprache und der sprachlichen Gemeinschaft nicht richtig wahrnimmt. Diese gefährliche Unterschätzung des Sprachlichen folgt aus der rationalistischen Auffassung, die Sprache sei bloß ein Kommunikationsmittel, nur ein auswechselbares Werkzeug menschlicher Verständigung. Sprachforscher, Philosophen und Anthropologen haben hingegen überzeugend belegt, was schon die Romantiker spürten: dass die Sprache zwar am meisten der Kommunikation dient, im Grunde aber das allgemeine Milieu ist, in dem jeder Mensch zum Menschen wird, die Welt für sich entdeckt und konstruiert, in dem er diese Welt und sich selber versteht und in dem er seine Kultur – im breitesten Sinne – tradiert bekommt. Sie ist also auch ein wesentlicher Bestandteil seiner Identität.

Wachsende Bedeutung der Sprache

Traditionellen hierarchisch organisierten Gesellschaften ging es nicht so sehr um Informationen, sondern um eine Ausübung von Macht. Die stützte sich einerseits auf die Androhung von Gewalt, andererseits auf die Loyalität und auf die transzendente Autorität des Herrschers, also keineswegs auf die sprachliche Mitteilung seines Willens. Deshalb haben solche traditionelle Gesellschaften mit der Verschiedenheit der Sprachen kaum Probleme gehabt und wurden oft sogar von einem König „fremder“ Herkunft erfolgreich regiert. Diese Lage ändert sich zunächst im hohen Mittelalter mit der Entstehung der adeligen Versammlungen und Parlamente, wo nun der Herrscher mit den Vertretern der Gesellschaft sprechen muss. Weil es sich aber immer noch

nur um Adelige und Geistliche handelt, lässt sich auch die Sprachverschiedenheit der „Völker“ irgendwie überbrücken – im Notfall mit Latein, wie im ungarischen Parlament bis 1848.

Die politische Bedeutung der Sprache wird dann weiter verstärkt durch den Absolutismus, der die Vermittlungsrolle des Adels ausschaltet, Steuer und Verpflichtungen direkt verlangt und ein staatliches Militär einrichtet. Seine Beamten müssen weiterhin mit allen Untertanen direkt verhandeln und sprechen. Aus diesen Gründen wird in den hochzentralisierten Staaten Westeuropas die Gesellschaft in Frankreich, England und Spanien noch im späten Mittelalter sprachlich homogenisiert, zum Teil mit Gewalt. Weil sich der gesellschaftliche Betrieb im Laufe der Neuzeit weiter kompliziert – auch unter dem Einfluss der Aufklärung –, versuchen die europäischen Herrscher in der Ausübung ihrer Macht jede Gewaltausübung zu begrenzen und ihren Willen möglichst durch Befehle und Verordnungen durchzusetzen. Und erst jetzt muss z.B. der österreichische Kaiser verblüfft feststellen, dass er seine Gesetze und Kundmachungen wenigstens in fünf verschiedenen Sprachen veröffentlichen muss – was er dann auch sorgfältig tat.

Schulpflicht und Staatsprache

Nun mischt sich aber der vom Westen durchsickernde Rationalismus in das Spiel: Wäre es nicht einfacher und effizienter, die Kommunikation mit den Bürgern an der Empfängerseite dadurch zu erleichtern, dass allen die eine Staatssprache beigebracht würde? Aus dieser Erwägung entsteht im 18. Jahrhundert die Schulpflicht und auch das, was in unseren tschechischen Schulbüchern der Geschichte noch heute „Germanisierung“ heißt. In Wirklichkeit war es aber kein teuflisches Programm zur Vernichtung des tschechischen Volkes, sondern nur eine rationale Überlegung, nicht unähnlich dem, was wir auch heute von vielen Politologen und Sozialwissenschaftlern als guten Rat zur Bekämpfung der Nationalismen hören: Lasst uns in einer gemeinsamen

(und das heißt, meiner eigenen) Sprache kommunizieren – und der Frieden wird gesichert.

Unter dem steigenden Druck der Staatssprachen sind die kleineren Sprachgemeinschaften in Ost- und Mitteleuropa vor eine Schicksalswahl gestellt: entweder in einem Assimilierungsprozess allmählich zu verschwinden, bzw. zu politisch belanglosen und nur volkskundlich interessanten Minderheiten abzusinken – oder aber selbst zu Staatsnationen zu werden. Die aus dieser Entwicklung entstandenen nationalen „Wiedergeburtbewegungen“ fanden sich dann im Laufe der Industrialisierung und der allgemeinen Mobilität in ihren Entscheidungen wiederholt bestätigt. Die Bewegung der ländlichen Bevölkerung, die die Arbeit in den Städten suchte, der Einfluss der Einheitsschule und der Zeitungen hat alle örtlichen Dialekte praktisch ausgemerzt und nur stärker und stärker in Richtung sprachlicher Homogenisierung gewirkt. Einführung demokratischer Freiheiten und allgemeines Wahlrecht sind ihrerseits auf die Entstehung einer öffentlichen Meinung angewiesen – und die Entstehung der direkten Massenmedien hat dem allen die Krone aufgesetzt. Von nun an wird Politik nur in direkter Beeinflussung der Bürger und Wähler möglich, und das heißt durch die Sprache.

Ein moderner demokratischer Staat kann nur auf der Basis einer mehr oder weniger homogenen Gesellschaft bestehen und kann auch keine festen, unlösbaren Bindungen dulden, die quer durch die Gesellschaft laufen würden. Das menschliche Bedürfnis nach engeren Beziehungen und übersichtlichen Gemeinden kann hier nur durch freiwillige Verbände und Organisationen zur Geltung kommen, die allesamt auf Konsens, Meinungsbildung – und das heißt auf Sprachgemeinschaft fußen.

Serie der Spaltungen

Diese harte Logik demokratischer Gesellschaften hat man in meinem Lande im Laufe des 20. Jahrhunderts mehrmals am eigenen Leib erprobt. Die Slowaken, die

■ Die Sprache ist als Hauptträger allen Übergebens nur solange am Leben, wie wir uns um sie kümmern und sie auch richtig pflegen.

■ Öffentliche Meinung kann immer nur in einer einzigen Sprache entstehen.

1918 noch die „tschechoslowakische Nation“ in der Verfassung billigten, haben bald begriffen, dass sie nur die Wahl zwischen Assimilation und eigenem Staat haben und ihre politischen Eliten haben auch 1938, 1968 und endlich 1992 diese Entscheidung getroffen. Etwas anders stand dieselbe Frage für die Deutschböhmen, für die eine Assimilierung nie in Frage kam. Trotz relativ sehr anständiger Minderheitsbestimmungen in der Zwischenkriegszeit haben sie sich ganz natürlich in der „Ersten Republik“ als Bürger zweiten Ranges gefühlt, weil sie von der mehrheitlichen (tschechischen) öffentlichen Meinungsbildung gerade durch die Sprachbarriere ausgeschlossen waren. Sie hatten zwar eigene Parteien, die aber höchstens auf eine Teilnahme an einer Koalitionsregierung aspirieren konnten, nie auf eine selbständige Politik. Kein Wunder, dass sie bei der ersten ernsthaften Krise 1938 mehrheitlich für das damals so vielversprechende Deutsche Reich votierten: die Volksabstimmung im Dezember 1938 war zwar keineswegs demokratisch, ihr Ausgang aber jedenfalls zu erwarten. Ähnlich ist die Vertreibung der Deutschen nach 1945 zwar weder menschlich noch rechtlich zu rechtfertigen, doch war es auch die kaum vermeidbare Folge derselben Logik.

Dieselbe Logik hat sich in der letzten Zeit im ehemaligen Jugoslawien durchgesetzt, wo aber sowohl Serben wie Kroaten erst nachträglich noch alles Mögliche versuchen mussten, um sich auch sprachlich voneinander zu unterscheiden und zu trennen. Heute kann man ähnliches in der ehemaligen Sowjetunion beobachten, einschließlich des fast totalen Unverständnisses der Russen, die selbstverständlich das Ukrainische oder Belorussische nur für Dialekte halten.

Die triviale Tatsache, dass eine öffentliche Meinung immer und nur in einer Sprache entstehen kann, wirkt also ausnahmslos und lässt sich leider auch durch den Bilinguismus usw. nicht beseitigen. Denn auch die Gebildeten, die sich in mehreren Sprachen gut verständigen können, müssen immer nur eine Sprachgemeinschaft wählen, in der sie sich an der demokratischen Politik beteiligen möchten. Das zeigt der Fall Belgiens und mehr oder weniger auch derjenige der Schweiz. Ein anderes Beispiel bieten die Wahlen in das europäische Parlament: Obwohl es auch dort linke, rechte und liberale Fraktionen gibt, ist noch niemandem auch nur eingefallen, dass man die Wahlen anders als auf (national)staatlichen Ebene organisieren



Matta Wagnest,
WHOMANRIGHTS,
Rauminstallation im
Kultur Graz

kann. Die Folge: ein politisch vereinigt Europa ist nur als eine Föderation denkbar, als „Europa der Nationen“. Ich bin fest überzeugt, dass das gut so ist.

Vielfalt als Chance

Bietet diese Situation Europas auch Vorteile und Chancen? Ich glaube wenigstens drei solche anführen zu können. Schon historisch war Europa erstens genötigt – im Unterschied zu den Großreichen-, mit seiner Vielfalt leben zu lernen, zu seinem eindeutigen Vorteil. Diese bunte Verschiedenheit europäischer Kulturen und Völker hat zwar noch bis ins 20. Jahrhundert viele und schreckliche Kriege hervorgebracht, die Millionen Menschen das Leben gekostet haben. Durch diese bittere Lehre weiß Europa aber heute schon besser als noch vor hundert Jahren, dass sich diese Vielfalt nicht beseitigen lässt – und dass dies auch nicht versucht werden darf. Andererseits hat man auch gelernt, dass die „Fremden“, die „Nemci“ auch für uns, die wir einander verstehen, von großer Bedeutung sind. Fast alles, was wir haben und können, verdanken wir allen unseren Nachbarn: die Tschechen den Deutschen, die Deutschen den Franzosen, die Franzosen den Römern, die Römer den Griechen und die Griechen den Phönikiern oder Ägyptern. Und gerade diese typisch europäische Gewohnheit, sich auch für die Anderen zu interessieren, hat uns zu dem gemacht, was wir heute sind. Sogar der Kolonialismus lässt sich nicht nur auf räuberische Gier reduzieren.

Muttersprache ist nicht selbstverständlich

Zweitens lernen die Europäer – im Unterschied zu den Großreichen – viel eher, wie wenig selbstverständlich unsere Muttersprache ist. Die sehr wichtige Erfahrung, dass, was wir „Brot“ nennen, andere ganz anders ausdrücken, macht ein Europäer bereits im Kindesalter. Und bald danach auch die, dass diese Hürde doch zu überwinden ist. Damit gewinnen wir einen zusätzlichen Abstand nicht nur zur unmittelbaren Erfahrung des hier und jetzt,

sondern auch der Weise gegenüber, wie wir uns dieser Erfahrungswelt bemächtigen. Trotzdem ist es kein „Relativismus“: Obwohl ich erfahre und verstehe, dass man das Brot auch anders nicht nur nennen, sondern auch anders backen und essen kann, bleibt für mich die eine Art und Weise, die ich entweder als kleines Kind gelernt, oder auch später gewählt habe, meine eigene. Was – und vom welchen Standort aus – soll daran relativ sein?

Sprache muss gepflegt werden

Drittens haben wir dadurch gelernt, dass unsere Sprache kein Naturding, sondern ein Bestandteil unserer Kultur ist: „Kultur“ vom lateinischen *colere*, pflegen. Dass die Sprache als Hauptträger allen Übergebens, der Mitteilungen, der Traditionen bis zur einfachsten Information, nur solange am Leben ist, wie wir uns um sie kümmern und sie auch richtig pflegen. Das bedeutet nicht nur Rechtschreibung und Stil: in der Sprache „biete ich dem Anderen meine Welt an“ und der Frieden besteht in der „Fähigkeit zu reden“ (*aptitude a la parole*. Lévinas).

Großer Anteil kleiner Völker

Jene seltsame und einmalige Strategie, mit der Vielfalt und aus der Vielfalt zu leben, hat sich in Europa, so glaube ich, eigentlich gut bewährt. Der Anteil Europas an dem, was auf der Welt einen Wert hat, steht in keiner Proportion zu seiner Fläche, Bevölkerung, seinem Reichtum usw. Und genauso der Anteil kleinerer Völker in diesem Europa, ganz besonders ihrer „Minderheiten“. So z. B. der Anteil der Elsässer an der französischen Kultur, oder der Juden, der Schlesier und Deutschböhmern an der deutschen. Sind nicht Menschen, die an der Grenze leben, ganz schön produktiv, weil sie vor den Anderen bestehen und auch von ihnen lernen müssen? Diesen Satz habe ich nun mit Absicht als Frage formuliert, denn es ist keine einfache Feststellung, sondern eher ein Bekenntnis – nicht unbedingt zu einer „Kleinstaaterei“, jedenfalls aber zur europäischen Vielfalt. ■

■ Der Frieden besteht in der Fähigkeit zu reden.